

Michael Koglin
Zu Fuß durch das Jüdische Hamburg

Michael Koglin

Zu Fuß durch das Jüdische Hamburg

Geschichte in Geschichten

Mit Fotografien von Wolfgang Huppertz
und Vignetten und Karten von Florian Zietz

dieHanse

Die Neuauflage wurde gefördert durch die ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius.
Informationen zum Autor finden Sie im Internet unter: www.michael-koglin.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© CEP Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 2012

© Die Hanse | EVA Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 2009

3. aktualisierte und ergänzte Neuauflage von »Spaziergänge durch das
jüdische Hamburg«, 1998

Umschlaggestaltung: Quart, Hamburg. Mit einem Foto von Steven Haberland.

Gestaltung und Typografie: Das Herstellungsbüro, Hamburg

Alle Abbildungen erscheinen mit freundlicher Genehmigung der Rechteinhaber

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86393-026-4

Informationen zu unserem Verlagsprogramm finden Sie im Internet
unter www.europaeische-verlagsanstalt.de

Inhalt

Vorwort 7

»Das Alte Schloss mit Turm und Zinne ...« 11

Das Gartenhaus des Salomon Heine,
Elbchaussee 31

Ein steinernes Monument der »unheilbaren Brüderkrankheit« 23

Israelitisches Krankenhaus,
Simon-von-Utrecht-Straße 2

Ein Haus für die Mutter der Musen 39

Die Kulturwissenschaftliche Bibliothek Warburg,
Heilwigstraße 116

»Seine Augen ruhten auf den Söhnen der Armen ...« 53

Die Talmud Tora Schule,
Grindelhof 30 und 38

Ein Start mit Pannen 69

Mädchenschule der Deutsch-Israelitischen Gemeinde,
Israelitische Töcherschule, Karolinenstraße 35

Ein Reformpädagoge geht neue Wege 83

Ehemalige Israelitische Freischule von 1815,
Zeughausmarkt 32

Ein Haus für ehrwürdige Logenbrüder 91

Das Logenhaus in der Hartungstraße,
Hartungstraße 9-11

Tempel oder Synagoge? 107

Tempel in der Poolstraße und Wohnhäuser
in der Poolstraße, Poolstraße 11-14

- »Mein Haus soll ein Bethaus genannt werden für alle Völker« 119**
 Tempel, Oberstraße 120
- »Mein Feld ist die Welt« 131**
 Villa Ballin in der Feldbrunnenstraße 58
- Lernen zum Wohlgefallen Gottes 139**
 Alte und Neue Klaus,
 Rutschbahn 11a
- Die Sephardim – die ersten Juden in Hamburg 147**
 Die Synagoge der Portugiesisch-Jüdischen Gemeinde,
 Innocentiastraße 37
- Wohnstifte: Ein Gebot der Nächstenliebe 155**
 Das Hertz-Joseph-Levy-Stift,
 Großneumarkt 54–57
- Zum Gedenken an die Emanzipation der Juden in Hamburg 161**
 Jüdisches Wohnhaus,
 Eichholz 43
- Stätten jüdischer Verfolgung und des Widerstands 162**
 Margit Zinke, Torsperre und weitere Stätten
 jüdischer Verfolgung und des Widerstands
- Stolpersteine – hier lebten Nachbarn 177**
- Die Juden in Hamburg 182**
- Glossar jüdischer Begriffe 187**
- Literatur 200**
- Über den Autor 204**

Tempel oder Synagoge?

Tempel in der Poolstraße und
Wohnhäuser in der Poolstraße,
Poolstraße 11–14

Er hatte geredet, überzeugt und beschworen. Immer wieder meldete er sich auf Versammlungen zu Wort und trug seine Briefe in dieser Sache gleich stapelweise zur Post. Nein, der Schullehrer Eduard Kley war gewiss kein Mann, der so leicht lockerließ. Und seine Beharrlichkeit zahlte sich aus. Am 11. Dezember 1817 trafen sich fünfundsechzig Hamburger Juden in einem Versammlungsraum. Feierlich unterzeichneten sie die Statuten des »Neuen Israelitischen Tempelvereines«. Er sollte als neuer Kultusverband das religiöse Leben der jüdischen Gemeinde reformieren und damit die emanzipatorische Entwicklung auch in Hamburg vorantreiben.

Ausgangs des 17. Jahrhunderts hatte die politische Bewegung der »Aufklärung« begonnen, Europa zu erobern. Auch die bis dahin diskriminierten und von der Gesellschaft ausgegrenzten Juden sollten nun volle bürgerliche Rechte erhalten. Das hatten die politischen Führer dieser Bewegung auf ihre Fahnen geschrieben. So lautete eine der Parolen, unter denen die Revolutionäre 1789 zum Sturm auf die Pariser Bastille aufgerufen hatten: »Gleiche Pflichten und staatsbürgerliche Rechte für alle Menschen«. Bald wehte die Trikolore über den Schlössern der Aristokraten, das Volk sang in den Straßen von Paris die Marseillaise, und die Revolutionäre verkündeten die Allgemeinen Menschenrechte, wie es sie in Amerika bereits seit 1776 gab.

Doch es dauerte noch zwei Jahre, bis im Jahr 1791 Frankreich als erstes europäisches Land auch seinen jüdischen Einwohnern volle Bürgerrechte einräumte. Holland schloss sich 1798 diesem



Wohnhäuser in der
Poolstraße 11–14

Moses Mendelsohn
und der Kampf
um die bürgerliche
Gleichstellung der
Juden

Beispiel an. Mit der zunehmenden Einbindung in die weltliche Gesellschaft veränderte sich auch das religiöse Leben der jüdischen Gemeinde. Die rationalistische und materialistische Sichtweise bekam einen immer größeren Einfluss.

In Deutschland machte sich der aus Pessau stammende Gelehrte und Dichter Moses Mendelsohn (1729–1786) für eine Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung stark. Er wollte die Juden aus ihrem Ghettoleben herausholen. Immer wieder forderte er die Religionsfreiheit und damit das Recht zur Ausübung eines traditionellen Rituals. Gleichzeitig sollten die Juden stärker in das gesellschaftliche Leben integriert werden. Innerhalb der jüdischen Bevölkerung Deutschlands wurde Mendelsohn bald zu einer bedeutenden Persönlichkeit. Der damals bereits berühmte und mit Mendelsohn befreundete Gotthold Ephraim Lessing setzte ihm mit dem Stück »Nathan der Weise« ein Denkmal.

Auch am Hofe des Preußenkönigs Friedrich II. forderte dessen Berater, Christian Wilhelm von Dohm, die Bürgerrechte für die Juden. Damit erhoffte er neue Impulse für die dahindümpelnde gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung. Doch trotz der lautstarken Forderungen setzte sich die Gleichstellung der Juden und ihre Anerkennung als Bürger nur sehr zögernd durch. So nahm etwa der Wiener Kongress, die Zusammenkunft der europäischen Monarchen, die sich zwischen 1814 und 1815 zwecks Neuordnung Europas trafen, die durch die Eroberungen Napoleon Bonapartes erteilten Bürgerrechte für die Juden wieder zurück und dokumentierte auf diese Weise den Willen, zu den »altgedienten und geordneten« Verhältnissen zurückzukehren.

Um am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben, waren viele Juden gezwungen, zum Christentum zu konvertieren. Zu diesen gehörte auch Friedrich Julius Stahl, der 1843 die preußische konservative Partei mit begründet hatte. Mit und ohne Übertritt, viele jüdische Bürger glänzten im 18. Jahrhundert mit kulturellen und wirtschaftlichen Leistungen. Sie waren Bankiers, Kaufleute und Händler, Künstler, Dichter, Musiker und Philosophen. Nicht zu vergessen die jüdischen Damensalons um Rahel Varnhagen oder Henriette Julie Herz, die prägenden Einfluss auf das kulturelle Leben hatten.



Im Zuge dieser weitreichenden Integration hatten sich bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts immer mehr Juden aus den religiösen Bindungen gelöst. Die Gottesdienste in den Synagogen waren nur schwach besucht, und auch der Bereich des jüdischen Schulwesens, der in der mit Lernen verbundenen Tradition eine besondere Rolle spielte, befand sich in einem beklagenswerten Zustand. Gründe dafür gab es viele. Die wohlhabenderen Juden empfanden die Anbindung an die Religion immer häufiger als lästige Pflicht, die sie von den übrigen Hamburgern trennte. Und für die jungen Menschen hatte die Ausübung der religiösen Riten ihre Ausstrahlung und Anziehungskraft verloren.

Vor diesem Hintergrund wuchs der Wunsch von immer mehr Gemeindemitgliedern, die mit dem jüdischen Glauben verbundenen Regeln mit den Gewohnheiten der Gesellschaft, in der man lebte, zu einer liberalen Synthese zu verschmelzen. Man wollte sich den Wurzeln der Religion zuwenden, ohne sich aus- und abzugrenzen. Nein, die Parole hieß: Weg von dem Image der »Fremden aus dem Morgenland«. Zum ersten Mal schien die umfassende Emanzipation der Juden und ihre gesellschaftliche Gleichberechtigung greifbar, und das sollte sich auch in einem reformierten liberalen Gottesdienst ausdrücken.

Während sich im Westen Europas und in Nordamerika diese Bewegung zum Reformjudentum rasch ausbreitete und an Einfluss gewann, nahm die Entwicklung im rückständigen Osteuropa eine andere Richtung. In Russland, Polen und anderen Staaten wurden die Juden weiter mehr oder weniger offen unterdrückt und ausgegrenzt. In dieser stagnierenden Situation verlor auch das von der Orthodoxie praktizierte rabbinische Lernen seine Ausstrahlung.

Vor diesem Hintergrund initiierte der Jude Israel ben Elieser (1700–1760) aus Podolien in Polen eine chassidische (fromme) Bewegung, die sich von dem orthodoxen rabbinischen Lernen deutlich absetzte. Die betonte einfache Frömmigkeit, gepaart mit einer stark gefühlsorientierten Haltung zum jüdischen Glauben und die Einbeziehung von Tanz und Gesang, machten diese Bewegung schnell populär. Gottesdienst war in den Augen Eliesers eine fröhliche Angelegenheit. Besonders die weitgehend unge-

bildeten Bauern nahmen diese Bewegung dankbar auf. Elieser wurde bald als »Baal Schem Tov« (Guter Herr des Namens) gefeiert. Seine Anhängerschaft wuchs, und die Chassidim wurden zu einer mächtigen Bewegung. Um 1830 war sie in weiten Teilen Polens, der Ukraine und Galiziens zur Hauptform des Judentums geworden.

Eiligst organisierten die Traditionalisten eine Gegenbewegung unter Elia Ben Salomo (1720–1797), die sogenannten »Mitsnagdim«, also »Gegner«. Doch ihren Untergang betrieben die Chassidim selbst, indem die Bewegung bald in Formalismen erstarrte und dabei seltsame Blüten trieb. Einige der chassidischen Führer, die als Zaddikim (»Gerechte«) bekannt wurden, umgaben sich mit Jüngern und missbrauchten ihre Macht, indem sie ihre Stellung an ihre Nachkommen vererbten. Langsam begann die Bewegung als breite Glaubensrichtung zu verebben, doch bis heute haben sich Erben der Chassiden organisatorisch erhalten. Etwa die in New York fortlebenden Lubawitscher Chassidim, die ursprünglich aus Russland stammen.

Im Hamburg des 19. Jahrhunderts prägten die Reformer die Diskussion in der jüdischen Gemeinde. Die längst debattierten Veränderungen in Hinblick auf die jüdischen Riten und Bräuche nahmen konkrete Gestalt an, als der Prediger des Jacobson'schen Berliner Tempels, Eduard Kley, eine Stellung in der privat finanzierten Israelitischen Freischule antrat. Jeweils am Sonntag hielt er in der Schule einen ganz besonderen Gottesdienst ab. Hebräische und deutsche Choräle wurden gesungen, er trug seine Predigt in deutscher Sprache vor, und der ganze Gottesdienst wurde von den Klängen einer Orgel begleitet. Schnell sprach sich in den Gassen der Hamburger Neustadt herum, dass da ein ganz neuer Gottesdienst praktiziert wurde, und bald drängten sich mehr Gläubige, als die Räumlichkeiten der Schule fassen konnten.

Am 11. Dezember 1817 kam es dann zu der Verabschiedung der Statuten des neuen Tempelverbandes. Vorrangiges Ziel war die Wiederherstellung der Würde und der Bedeutung des Gottesdienstes und damit die Hebung des Interesses an der jüdischen Religion. Zu den Feiertagen sollten Feste organisiert und der

Orthodoxe und
Reformer: der
Gottesdienst in
deutscher Sprache



Jugend ein ansprechender Religionsunterricht geboten werden. Eine neunköpfige Leitung wurde bestellt, um die Belange des neuen Kultusverbandes zu fördern.

Die Mitglieder dieser Vereinigung waren jünger als der Durchschnitt der Hamburger Juden und entstammten vorwiegend der Mittelschicht. Reichere Juden gab es dagegen kaum in ihren Reihen. Nein, der Tempelverband sprach besonders diejenigen an, die in ihrem Berufs- oder Geschäftsleben täglich enge Kontakte mit Nichtjuden pflegten.

Den Gottesdienst hielt man zunächst in gemieteten Räumen am Alten Steinweg ab. Hier wurden Sitzplätze für 142 Männer und auf der Empore für 107 Frauen geschaffen. Insbesondere eine Empore an der rückwärtigen Wand unterschied diesen Tempel von allen Synagogen. Hier war nicht nur die Orgel untergebracht, sondern hier standen auch die Mitglieder des Chores.

Auch durch das besondere Engagement der beiden Leitungsmitglieder Seckel Isaak Fränkel und Meyer Israel Bresselau blühte der Tempelverband auf. Immer mehr Juden interessierten sich für den neuen Ritus.

Große Ausstrahlung hatten die Andachten des Tempelverbandes mit den deutsch gesprochenen Gebeten auf Frauen, die besonders unter den fehlenden Hebräischkenntnissen litten. Glaubt man Zeitzeugen, so fühlten sie sich darüber hinaus vor allem durch die Predigten von Eduard Kley und Gotthold Salomon angesprochen. Salomon vermochte es, die Gläubigen mit seiner bilderreichen Sprache in Bann zu ziehen, er verkörperte die »lebendige« Form der Reformbewegung, während Kley mehr das rationelle Denken der Zuhörer ansprach.

Maßgeblich hatte Kley auch das Gebetbuch für den Hamburger Tempel entwickelt, die erste jüdische Reformliturgie. Auf jeder Seite waren die Texte zweisprachig, Hebräisch und Deutsch gedruckt, zuweilen begleitet von einer sephardischen Transliteration. In einem gesonderten Band waren die religiösen Lieder gesammelt. In den Anrufungen Gottes wurden zwar immer noch die alten Formeln übernommen, doch der Wille und die Hoffnung, den Tempel in Jerusalem neu zu errichten, wurde kaum noch vorgetragen.

Frauen im Tempel

Der Organist des
Tempels darf
nicht Jude sein

Die wöchentlichen Lesungen aus den Büchern der Propheten wurden abgeschafft und die Vorlesungen aus der Tora reduziert. Vollkommen verändert hatte man die Musikbegleitung. Im traditionellen Gottesdienst wurde sie von einem Kantor, einem Bassisten und einem Knabensopran gesungen. Da sie meist nicht im Gesang ausgebildet waren, führte dies oft zu Missklängen.

Im Umkreis des Tempelverbandes wurden bald neue jüdische Lieder verfasst und – zunächst – von nicht jüdischen Komponisten vertont. Der Organist des Tempels durfte keinesfalls jüdischen Glaubens sein, denn am Sabbat war es den Juden untersagt, ein Instrument zu spielen. Aus diesen Anfängen sollte sich bald eine Musikkultur entwickeln, die so begabte Synagogenkomponisten hervorbrachte wie Salomon Sulzer in Wien und Louis Lewandowski in Berlin.

Gegenüber den herkömmlichen Riten und Traditionen in den Synagogen bedeutete diese neue Art des Gottesdienstes einen harschen Bruch. Kein Wunder, dass sich Traditionalisten und Reformen heftig in die Haare gerieten. Trotz gegenseitiger Aufrufe zur Toleranz kam es zunächst zu keinem Kompromiss. Ein wahrer Dorn im Auge der Traditionalisten war das Gebetbuch. Selbst den Hamburger Senat riefen die orthodoxen Gläubigen mit zahlreichen Bittschriften und Eingaben an, um die Reformbewegung auf den rechten Weg des jüdischen Glaubens zurückzuholen.

Am 17. September 1819 erließ der Senat eine ausgewogene Richtlinie, in der man sich bemühte, in der Sache keinerlei Partei zu ergreifen. Im Gegenteil, man hatte die Wiederherstellung der Einheit der jüdischen Gemeinde auf die Fahnen geschrieben. In dem Papier bezeichnete man den Tempelverband und sein Gebäude als ein »Lokal zum Behuf der öffentlichen Erbauung«. Geleitet würden sie weder von Predigern noch von Rabbinern, sondern von Lehrern. Und dieses Vereinsgeschehen ginge die weltliche Obrigkeit nichts an. Zu dieser Kompromissformel hatte man sich im Senat durchgerungen, weil man fürchtete, eine auseinanderbrechende jüdische Gemeinde wäre nicht mehr in der Lage, die ihr obliegende Armenversorgung sicherzustellen.



Die Traditionalisten fanden sich mit diesem Kompromiss nicht ab. Da mochten die Mitglieder des Tempelverbandes noch so sehr auf die leeren Synagogen verweisen. Die orthodoxen Juden begannen einen regelrechten Feldzug gegen die Reformer. Die drei obersten jüdischen Richter, zuständig für die Einhaltung und die Auslegung der Gesetze, verboten kurzerhand die Änderung der liturgischen Formeln und das Beten in anderen Sprachen als der hebräischen. Jüdische Eltern wurden aufgefordert, ihre Kinder vom Tempel fernzuhalten, und die Mitglieder des Tempelverbandes ermahnt, ihre Sünden zu bereuen und auf den Pfad der Traditionen zurückzukehren.

In einem Aufruf bat man Rabbiner aus der ganzen Welt um ein Gutachten zum frevelhaften Tun der Mitglieder des Tempelverbandes. Eilig wurde eine Streitschrift zusammengetragen und in Altona veröffentlicht. Vierzig Rabbiner wetteten gegen die Reformbewegung, und einige forderten gar eine schwere Bestrafung der Sünder. Immer wieder wurde die Bedeutung des alten Brauchtums betont, und lediglich der Rabbiner Elieser Löw aus Mähren mochte anerkennen, dass man den Ritus der Gottesdienste reformieren müsse. Allerdings überwogen die kritischen Kommentare.

Vierzig Rabbiner
treten gegen die
Reformbewegung an

Besonderes Missfallen hatte vor allem erregt, dass die Mitglieder des Tempelverbandes die Rückkehr nach Erez Israel, in das gelobte Land Israel, nicht mehr in ihre Liturgie geschrieben hatten und auch der Wiedererrichtung des Tempels keine große Bedeutung zumaßen. Und überhaupt glaubten die Orthodoxen, hier werde am Dogma von der nahen Ankunft des Messias gekratzt, die Sehnsucht nach Zion nicht ausreichend betont.

Die derart bedrängten Reformer antworteten mit aufklärerischen Schriften. Sie beschworen die in ihren Augen dem jüdischen Glauben widersprechende Predigt und stellten dem Geschehen in der Synagoge einen lebendigen Gottesdienst gegenüber, der die Menschen – jenseits von höhl gewordenen Ritualen – wieder einbeziehen und zueinander führen sollte. In diesem Streit versuchten immer wieder bedeutende Persönlichkeiten zu vermitteln. Etwa Lazarus Jakob Rieser, der Schwiegersohn des traditionellen Rabbiners Raphael Cohen. Er sah in der

Reformbewegung eine Art Brücke, mit deren richtig eingesetzter Hilfe die jüdischen Glaubensbrüder aus dem Tempel wieder in die Synagoge geholt werden könnten.

Seine Spuren hinterließ dieser religiöse Disput aber auch in den Reihen der Orthodoxen, die nun einen Oberrabbiner forderten, der dem Bedürfnis der Menschen nach einem veränderten Gottesdienst entgegenkommen sollte. Mit Isaak Bernays wurde ein junger Rabbiner mit Universitätsausbildung berufen, der sich der Modernisierung der religiösen Riten verschrieben hatte. Ein idealer Kandidat, denn er fühlte sich durchaus auch der Tradition verpflichtet.

Im Streit zwischen den religiösen Ausdeutungen einigte man sich schließlich auf einen Kompromiss, der dem Tempelverein weiterhin die Aktivitäten erlaubte. Der Rabbiner durfte sich in die Gottesdienste des Tempelvereins nicht einmischen, und auch eine Missbilligung war ihm verboten.

So wurde nach vielen Gesprächen und Verhandlungen, nach Streit und Versöhnung ein Freiraum religiöser Toleranz geschaffen, in dem die jüdischen Riten nicht nur hinterfragt, sondern der Gottesdienst im Tempel und in den Synagogen reformiert werden konnte.

In dieser Zeit hielt der Tempelverband seine Gottesdienste am Alten Steinweg 42 ab. Ursprünglich war dieses Gebäude ein Tanzsaal gewesen, der besonders von den Mädchen des »Hebräerganges«, einer von Juden bewohnten Straße in der Hamburger Neustadt, besucht wurde. Die Räumlichkeiten wurden vor ihrer Umgestaltung zu einem Tempel aber auch für Privatbälle und Familienfeste genutzt. Ursprünglich gab es außer dem großen Salon drei Zimmer, zwei Stuben, drei Kammern und ein Kabinett, im Erdgeschoss eine Küche und die Speisekammer. Das Haus lag in einem mit Gärten begrüneten Hof. Der Zugang erfolgte von der Brunnenstraße.

Die feierliche Einweihung des Gebäudes hatte man auf den 18. Oktober 1818 gelegt. Ein symbolträchtiger Tag, an dem man sich im Kaiserreich an die Völkerschlacht von Leipzig erinnerte. So demonstrierten die Anhänger des Tempelvereins ihre Verbundenheit mit Deutschland.



Das Haus befand sich im Besitz eines dänischen Postmeisters, der diese Immobilie auf Hamburger Grund nur hatte kaufen können, weil er einen Hamburger »Strohmann« präsentieren konnte. Das Haus wurde dann im Auftrag des Tempelvereins und durch den Architekten Heinrich-Gottfried Krug komplett umgestaltet. Nachdem der Boden zum ersten Stock durchbrochen und die zahlreichen Trennwände herausgerissen waren, fanden schließlich 142 Männer und 107 Frauen Platz in dem ersten Hamburger Tempel.

Bereits 1827 schrieb der Postmeister das Haus zum Verkauf aus. Trotz großer Bemühungen gelang es dem Tempelverein nicht, das Grundstück samt Gebäude zu erwerben. Ein glücklicher Umstand, denn das Haus war vom Lederschwamm befallen und hätte sich außerdem schon bald als zu klein erwiesen, die stetig wachsende Reformgemeinde aufzunehmen. Zudem hätte man neben dem Kaufpreis größere Umbauten und Reparaturen finanzieren müssen.

Die Vorsteher des Tempelverbandes rangen sich zum Kauf eines neuen Hauses durch. Aber dazu war zunächst eine Genehmigung der Hamburger Behörden notwendig. Eigentlich eine Formsache, doch die zuständigen Stellen lehnten ab. Man fürchtete innerjüdische Streitereien. 1835 unternahm der Tempelverband einen neuen Vorstoß. Die Bauverwaltungskommission des Senats mahnte zur Geduld. Schließlich müsse erst die Debatte zur »Emancipationsfrage« abgewartet werden. Um die zu klären, hatte der Senat die »Commission zur Erörterung der Verhältnisse der hiesigen Israeliten« eingesetzt. Der Tempelverband wurde hingehalten. Als er 1840 wieder in Sachen Neubau vorstellig wurde, erfolgte eine heftige Attacke der orthodoxen Juden. Trotzdem: Am 20. April 1841 wurde dem Gesuch des Tempelverbandes entsprochen.

Die »Commission zur Erörterung der Verhältnisse der hiesigen Israeliten«

Das Gebäude am Alten Steinweg übernahm nun die portugiesische Gemeinde als Mieter bis zum Jahre 1853. Schließlich wurde auch ihr gekündigt, weil in dem Gebäude ein Bierhaus errichtet werden sollte.

Am 18. Oktober 1842, wieder erinnerte man sich mit diesem Datum an die Völkerschlacht von Leipzig, fand die Grundstein-



Die erhalten gebliebenen Reste der Ostwand des Israelitischen Tempels in der Poolstraße 12/13

legung für den neuen Tempel in der Poolstraße statt. In Auftrag gegeben hatte man den Bau bei dem Architekten Johann Hinrich Klees-Wülbern. Neben klassizistischen Merkmalen verwendete er auch gotisierende Stilelemente. Damit entsprach er dem typischen Baugeschmack Mitte des letzten Jahrhunderts. Im Entwurf war die von zwei Türmchen eingerahmte Fassade hell gehalten, und das Ganze erinnerte vage an maurische Formen. Eine gestufte Arkade verzierte das von Männern und Frauen gemeinsam genutzte Portal, über dem sich ein Rundfenster mit Davidstern wölbte. Auch andere jüdische Symbole wurden verwendet. So ragten auf dem Giebelstein die Gesetzestafeln auf.

Der Grundriss des Tempels maß 40 Meter in der Länge und 23 Meter in der Breite. Die Höhe des Firstes betrug 16,20 Meter. Bei der Aufteilung der Innenräume wurde das herkömmliche Raumschema der Synagogen übernommen. So gab es beispielsweise auch hier ein Rabbiner- und ein Sitzungszimmer.

Im eigentlichen Betraum waren das Lesepult und die Kanzel zentral angeordnet. Das Männergestühl teilte sich in zwei Blöcke auf, während die Frauen auf drei umlaufenden und unvergitterten Emporen Platz nehmen konnten. Die Orgel hatte der Architekt auf der Westempore integriert und dazu Plätze für einen 50-köpfigen Chor geschaffen. Die Stuckaturen an der Ostwand über den Halbrundfenstern und Arkadenbögen waren hell geschlämmt. Auch in den Innenräumen lehnte man sich an klassizistische Motive der gängigen Kirchenbauten an.

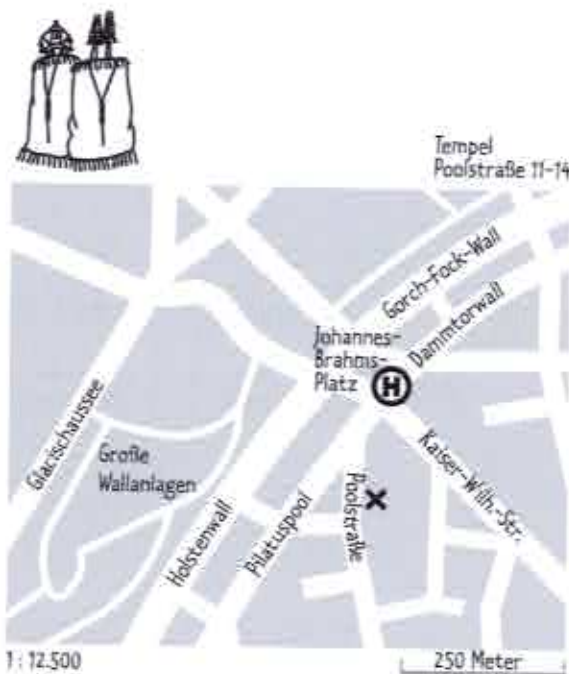
Einen Entwurf des Architekten Alexis de Chateaufneuf hatte man indessen entschieden abgelehnt. Die von ihm favorisierten orientalischen Formen, so fürchteten die Mitglieder des Tempelverbandes, würden die Juden erneut aus- und abgrenzen und zu Unrecht »das Fremde« betonen. Und gerade diesen Eindruck wollte man schließlich auf keinen Fall erwecken.

Mitten in den Bauvorbereitungen legte im Mai 1842 ein Feuer den größten Teil der Hamburger Innenstadt in Schutt und Asche. Eiligst wurden die bereits zum Abbruch freigegebenen Häuser, auf deren Grundriss der Tempel entstehen sollte, zu Notunterkünften umfunktioniert. Hier fanden zahlreiche »Abgebrannte« eine provisorische Unterkunft.



Nach zwei weiteren Jahren konnte schließlich am 5. September 1844 der neue Tempel feierlich eingeweiht werden. 380 Männer und 260 Frauen fanden jetzt in dem Gotteshaus Platz. Zum Ausgang des 19. Jahrhunderts wanderten immer mehr Juden in die Viertel Rotherbaum, Harvestehude und Grindel. Hier, in der Oberstraße, wurde vom Tempelverein in den dreißiger Jahren ein neues Gebäude errichtet. Ab 1931 wurde der Tempel in der Poolstraße nicht mehr als Gotteshaus genutzt. Er diente als Magazin für abgenutztes Kirchengestühl.

Im Jahr 1937 wurde das Haus verkauft und als Garage benutzt. Während des Krieges wurde der ehemalige Tempel weitgehend zerstört. Erhalten geblieben ist die Ostwand mit der Apsisnische. Ebenfalls noch erkennbar ist der rechte Seiteneingang. Heute sind hier drei Gewerbebetriebe untergebracht. Vier Gedenktafeln erinnern an den Tempel. Obwohl im Jahr 2003 in die Denkmalliste der Stadt Hamburg aufgenommen, verfällt das Apsisgebäude. Die zur selben Zeit gebauten Wohnhäuser in der Poolstraße sind weitgehend erhalten geblieben.



Anfahrt: Vom Hauptbahnhof Schnellbuslinie 35 bis Johannes-Brahms-Platz. Die Reste des Tempels und die Wohnhäuser in der Poolstraße 11–14 können nur von außen besichtigt werden.